



Treue in Christus, Treue des Priesters

Geistliche Impulse zum Priesterjahr

**Beiträge von Erzbischof em. Dr. Karl Braun,
Bischof Dr. Walter Mixa und
Bischof Dr. Gregor Maria Hanke OSB**



Treue in Christus, Treue des Priesters

Geistliche Impulse zum Priesterjahr

Beiträge von Erzbischof em. Dr. Karl Braun,
Bischof Dr. Walter Mixa und
Bischof Dr. Gregor Maria Hanke OSB

Eichstätt, im Februar 2010



Vorwort

„Treue in Christus, Treue des Priesters“ – unter diesem Motto steht das von Papst Benedikt XVI. ausgerufene Priesterjahr 2009/2010. Es ist mir ein Anliegen, mich in diesem Jahr der Priester besonders an Sie, liebe Mitbrüder, zu wenden, um Ihnen Dank zu sagen für den wertvollen Dienst, dem Sie sich tagtäglich unterziehen.

Die in diesem Heft abgedruckten Beiträge zur priesterlichen Spiritualität wollen das Anliegen des Priesterjahres unterstützen, welches darin besteht „im Innern jedes Priesters eine großherzige Wiederbelebung jener Ideale der völligen Hingabe an Christus und an die Kirche auszulösen“¹. Ein besonderer Dank ergeht dabei an meine beiden Vorgänger im Bischofsamt, Walter Mixa und Karl Braun, die jeweils einen Beitrag zur Verfügung gestellt haben.

So lade ich Sie ein, sich für die Lektüre dieser geistlichen Impulse Zeit zu nehmen. Ich hoffe und wünsche, dass sie der Intention des Priesterjahres dienen, „das Engagement einer inneren Erneuerung aller Priester für ein noch stärkeres und wirksameres Zeugnis für das Evangelium in der Welt von heute zu fördern“². Lassen Sie sich im Gebet verbunden durch unsere bischöflichen Worte ermutigen und bestärken. Setzen wir in geistlicher Weggemeinschaft Tag für Tag die Schritte, die uns Christus ähnlicher machen und uns für den Dienst an den Menschen befähigen.

Ihr

+ 

Gregor Maria Hanke OSB
Bischof von Eichstätt

¹ Papst Benedikt XVI.: Schreiben zum Beginn des Priesterjahres anlässlich des 150. Jahrestages des „dies natalis“ von Johannes Maria Vianney

² Ebd.



Bischof Dr. Gregor Maria Hanke OSB

Predigt zur Priesterweihe am 12. April 2008 im Dom zu Eichstätt

Liebe Weiehekandidaten,

für Euere Priesterweihe habe ich das Evangelium von der Verklärung des Herrn nach Lukas (Lk 9,28-37) ausgewählt. Diese Erzählung passt gut in die Osterzeit, da Jesu Verklärung ein Vorausbild auf Ostern ist. „Ostern inmitten des Alltags“, so könnte man diese Begebenheit überschreiben. Der Herr nahm Petrus, Johannes und Jakobus aus dem Jüngeralltag heraus, um ihnen auf dem Berg den österlichen Vorausblick zu schenken. Als „Säulen“ bezeichnet Paulus im Galaterbrief (Gal 2, 9) diese drei Jünger. Hauptstützen der jungen Kirche waren sie und als solche besitzen sie Modellcharakter für die Jüngerschaft. Zum Jünger Jesu gehört der österliche Ausblick. er braucht im Alltag die österliche Erfahrung. Deshalb wird im Ereignis auf dem Berg der Verklärung Ostern gleichsam antizipiert.

Ostern erschließt das Letzte und Höchste, das über den Menschen und die Welt gesagt werden kann. Durch Jesu Auferstehung reicht das Menschsein über die Sphäre des Irdischen hinaus in das Innere Gottes: *„aufgefahren in den Himmel, er sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters“*, beten wir im Credo. Und zugleich besagt Jesu Auferstehung den Anbruch der Lebensmacht Gottes im Hier und Jetzt.

Als Priester seid Ihr die Gesandten Jesu von heute, die das Leben und die Wirklichkeit von diesem „Letzten und Höchsten“ her deuten. Daher muss sich unser eigenes priesterliches Wirken, angefangen vom liturgischen Dienst über unsere vielfältigen Begegnungen und über die Begleitung von Menschen bis hin zu den kleinen Tätigkeiten im Büro, vom österlichen Glauben speisen. Priestersein kann man nicht ohne Beziehung zum Aufgestandenen und ohne österliche Hoffnung. Das gilt sogar für jene Phasen unseres priesterlichen Lebens, in denen geistliche Trockenheit einzieht, wenn man an Erfolglosigkeit im Dienst leidet oder wenn einen die Fülle der Arbeit niederdrückt. Wie die Jünger aus dem Alltagsleben heraus auf den Berg der Verklärung geführt wurden, so braucht der Priester immer wieder Ostern im Alltag.



Aber täuschen wir uns nicht, liebe Weihekandidaten: Der österliche Glaube lebt keineswegs nur vom Gipfelerlebnis. Österlicher Glaube umfasst auch den Aufstieg und den Abstieg.

So möchte ich den Evangelientext unter diesen Gesichtspunkten mediterrieren.

■ *Jesus stieg auf den Berg: Der Aufstieg*

„Jesus nahm Petrus, Johannes und Jakobus beiseite und stieg mit ihnen auf einen Berg“ (Lk 9,28). Der Aufstieg gilt in der geistlichen Tradition oft als Bild dafür, den Alltag hinter sich zu lassen, loszulassen. Aber nicht im Sinne eines Freizeiterlebnisses oder einer Wellnesserfahrung! Aufstieg im geistlichen Leben hat immer auch mit Mühe zu tun. Der Aufstieg zu Gott verlangt vor allem Reduktion, loszulassen und mit nur ganz Wenigem unterwegs sein zu Gott: Am besten nur mit dem, was vor Gott zählt!

Ihr, liebe Weihekandidaten, habt bereits bei der Diakonatsweihe ein zölibatäres Leben um des Himmelreiches willen versprochen. Heute gelobt Ihr mir als derzeitigem Bischof und meinen Nachfolgern erneut Gehorsam. Dieses Versprechen auf die bereitwillige Annahme von Versetzungen und Anordnungen des Bischofs begrenzen zu wollen, wäre ein Fehler. Gehorsam und Zölibat sollen österliche Lebenshaltungen des Priesters sein, Haltungen des Aufstiegs. Wobei der Gehorsam im Großen vom Gehorsam im Kleinen lebt. Es geht darum, sich im Blick und im Vertrauen auf den Herrn reduzieren zu können, zum eigenen Ego in Distanz zu gehen, zu eigenen Planungen, Wünschen und Vorlieben, zu den Götzen unseres Herzens, um der Fülle Gottes Raum zu schaffen. Gehorsam scheidet geistlich Wichtiges von Unwesentlichem. Ohne einen derartigen Gehorsam kann der Osterglaube nicht wachsen.

Wer Gehorsam als österliche Haltung lebt, den erfüllt Freude beim Aufstieg. Das Wissen, auf Gott hin unterwegs zu sein, ist Quelle der Freude. Besonders Maria, die Mutter des Herrn, ist uns darin ein Vorbild. Aus ihrem Gehorsam – „*mir geschehe nach deinem Wort*“ – erwächst der Lobpreis des Magnificat.



■ *Der Berg*

Jesus und die drei Jünger hielten sich auf dem Berg auf. Der Berg ist Symbol für Abstand und Distanz zum Alltag sowie für die Nähe zu Gott. So darf der Priester sich nicht an das Getriebe des alltäglichen Lebens verlieren oder sich gar von daher definieren. Er braucht vielmehr Gipfelpunkte für und mit Gott, die den rechten Blick, ja Ausblick schenken. Verweilen bei Gott und Distanz zum Getriebe, aber nicht Distanzierung. Das alltägliche Leben gering zu achten und jede Gelegenheit zu suchen, um ihm zu entfliehen, wäre fatal. Jüngersein verwirklicht sich in Hingabe, lebt davon, sich verbrauchen lassen. Nicht Flucht aus der Wirklichkeit, sondern Verwurzelung in Gott, dafür steht das Bild vom Berg. Der Einleitungsdialog der Präfation fasst die Haltung gut zusammen: „*Erhebet die Herzen!*“ – „*Wir haben sie beim Herrn.*“ Der Priester muss sein Herz beim Herrn haben und beim Herrn verweilen. Wer den Menschen nahe sein will, braucht tiefe Wurzeln in Gott.

■ *Das Gebet*

In der Überlieferung des Evangelisten Lukas ereignet sich die Verklärung, während Jesus auf dem Berg betet. Er „*stieg mit ihnen auf einen Berg, um zu beten*“ (Lk 9,28). Das Gebet war die Intention seines Aufstiegs. Und während des Gebets „veränderte sich das Aussehen seines Gesichtes und sein Gewand wurde leuchtend weiß“ (Lk 9,29).

Welch ungeheuerere Kraft entfaltete sich aus dem Gebet Jesu. Was muss es um sein Beten gewesen sein. Er vollzog wohl dabei die Vereinigung mit dem Innersten des Vaters. Aus dieser Einheit mit dem Vater strömte die Lebensenergie Gottes, wurde die Kraft der Auferstehung schon jetzt an seiner Person sichtbar und für die Jünger erfahrbar. Hinein genommen wurde dabei die Heilsgeschichte des Volkes Gottes: Im Lichtglanz traten Mose und Elija hinzu. Sie repräsentieren Tora/Gesetz und Propheten, die sich in Jesu Auferstehung erfüllen. Und als letztgültiges Wort Gottes wird die Stimme des Vaters vernehmbar: „*Das ist mein auserwählter Sohn*“ (Lk 9,35). Der Osterglaube verbindet mit der ganzen Heilsgeschichte, führt in die Gemeinschaft der Heiligen.

Liebe Weihkandidaten, Gebet und österlicher Ausblick gehören also zusammen. Den Osterglauben kann man nicht durch Lesen und Studieren gewinnen, auch nicht über eine religiöse High-Stimmung. Schlüssel ist das Gebet Jesu. Wie Jesus sich im Gebet mit dem Vater vereinte, so sollen wir



unser Beten mit dem Gebet Jesu vereinen, damit die Kraft der Auferstehung in unserem Leben spürbar wird. Mit Chesterton kann man sagen: Am meisten wird unser Beten unseres, wenn es seines ist.' (Letters to Malcolm, 1964, 103-104) - Uns Priestern, die wir das Mysterium von Tod und Auferstehung des Herrn feiern, muss das ein existentielles Anliegen sein.

Wie schwach ist oftmals unser Beten, weil wir uns gehetzt fühlen, weil wir mit der Zeit für das Beten knausern, weil wir beim Beten besetzt sind von Problemen und Sorgen. Jeder Priester braucht daher für sich eine Schule des Betens, in der eingeübt wird, wie man sich ganz in die Gegenwart des Herrn gibt, wie man ihm nicht nur die Stimme, sondern auch Geist und Herz übergibt. Beten in Einheit mit Christus verändert! Darauf dürfen wir vertrauen. Beten verhilft der österlichen Leuchtkraft Gottes zum Durchbruch.

■ *Abstieg*

„Wir wollen drei Hütten bauen“ (Lk 9,33). Der Wunsch des Petrus, den Vorgeschmack auf das Osterereignis hin festzuhalten und auf dem Berg zu bleiben, geht nicht in Erfüllung. Die Schrift setzt dem Wunsch ganz nüchtern den Abstieg entgegen: „Als sie am folgenden Tag den Berg herabstiegen, kam ihnen eine große Menschenmenge entgegen“ (Lk 9,37), so fährt Lukas im Evangelium nach der Verklärung weiter. Der Jünger darf sich kein Idyll machen! Der Echtheiterweis der österlichen Erfahrung liegt vielmehr im Abstieg vom Berg, um aus dem österlichen Glauben heraus den Brüdern und Schwestern zu dienen, in denen Christus gleichfalls gegenwärtig ist. Das bedeutet: „Das Heilige lassen, ohne es zu verlieren.“ (Klasvogt, Angesprochen und herausgefordert, 66). Die Sendung der Jünger, die hier in der Perikope als Abstieg vom Berg und als Hinwendung zu den Menschen ausgedrückt ist, finden wir wiederum bei den nachösterlichen Begegnungen der Jünger mit dem Auferstandenen. Die Türen, hinter denen sie sich zunächst versteckt gehalten hatten, wurden nach der Begegnung mit dem Auferstandenen geöffnet, sie gingen hinaus und verkündeten den Menschen die Botschaft. Die Liebe zum Auferstandenen liebt es abzusteigen.

Liebe Weihekandidaten, die Amtlichkeit des Priestertums Jesu Christi zeigt sich gerade auch an dieser Bewegung des Abstiegs.



Das Wesen des Priestertums Christi, an dem Ihr heute Anteil erhaltet, konzentriert sich im Begriff Dienst: Diakonia – Ministerium. Freilich ist nicht gemeint der Dienst als eine human-caritative Sorge für die Menschen oder gar im Sinne eines Funktionärswesens. Priesterlicher Dienst, *ministerium*, bezieht sich inhaltlich zunächst auf den Dienst am Mittleramt Christi. Er ist Herr und zugleich Diener, weilte er doch unter den Menschen wie einer, der dient. (vgl. Lk 22,27) Seinem Mittleramt, bei dem Amt und Liebe zusammenfallen, haben wir Priester zu dienen. Nicht unsere Vorstellung, sondern sein Mittleramt hat unserem priesterlichen Dienst Gestalt zu geben. Wir sind Werkzeuge seiner Sendung. „Wie können wir dem Anspruch gerecht werden?“, fragen wir uns. Da wir als Werkzeuge nicht ständig über uns selbst reflektieren müssen, sondern den Herrn ins Auge fassen dürfen, werden wir innerlich frei von solchen Ängsten.

Gewiss hat der Priester auch Anteil an der Autorität Christi. Aber diese muss beim Priester so sichtbar werden, dass sie immer auf die Liebe Christi verweist und als Bruderliebe spürbar wird. Unser Priestersein ist nicht eine Funktionsform, sondern zu allererst eine Existenzform, deren Kern Hingabe oder eben Abstieg ist. Weltpriesterliche Spiritualität muss geprägt sein von diesen Bewegungen: Aufstieg, beim Herrn verweilen, Abstieg.

Man kann diese Bewegungen, denen sich der Weltpriester hingeben soll, knapp zusammenfassen: *Ostern im Leben, im Alltag wach halten*. Dem zu dienen, ist Euere Aufgabe in Liturgie und Leben, liebe Weiehkandidaten. Werdet selbst österliche Menschen, die sich im Vertrauen auf den Auferstandenen in die Bewegung des Auf- und Abstiegs dreingeben.

Amen



Bischof Walter Mixa

Brief an die Priester, Augsburg im November 2009

Unser Heiliger Vater hat aus Anlass des 150. Todestages des heiligen Pfarrers von Ars für die Zeit zwischen dem Herz-Jesu-Fest diesen und des kommenden Jahres das „Jahr für die Priester“ ausgerufen. Das Priester-Jahr soll nach den Worten des Hl. Vaters dazu dienen, „das Streben der Priester nach geistlicher Vollkommenheit zu fördern, von dem in erster Linie die Wirksamkeit ihrer pastoralen Tätigkeit abhängt.“

Ich will mich ganz bewusst in Form dieses Briefes an Sie als Mitbruder im priesterlichen Dienst wenden und dazu einladen, dass wir uns aus Anlass des Priester-Jahres wieder neu um die innere Erneuerung und Bestärkung in der priesterlichen Identität bemühen. Dabei möchte ich – wie es auch dem Anlass des Priesterjahres entspricht – vom Leben und Wirken des Heiligen Pfarrers von Ars ausgehen, des Schutzheiligen aller Pfarrer der Welt.

Johannes Maria Vianney – der heilige Pfarrer von Ars – hat er uns auch heute noch etwas zu sagen?

■ *Begegnung mit dem Heiligen Pfarrer von Ars*

Anfang September war ich gemeinsam mit den Mitbrüdern, die der Einladung unseres Priester- und Diakonenvereins und der Marianischen Priesterkongregation gefolgt waren, in Ars und Umgebung. Ich bin dankbar, dass wir bei dieser Wallfahrt die Stätten des Lebens und des so segensreichen Wirkens des Johannes Maria Vianney aufsuchen und dort beten und Gottesdienste feiern konnten.

Neben vielen Eindrücken war ich persönlich besonders ergriffen von der Tatsache, dass Johannes Maria Vianney, geboren drei Jahre vor dem Ausbruch der Französischen Revolution 1789, bereits mit vier Jahren eine sehr innige Beziehung zur Mutter unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus, zu Maria, empfunden hat. Im Stall des elterlichen Anwesens hatte er eine kleine Marienfigur aufgestellt, die er anschaute, während er dort in innerlich bewegter Weise zu Maria betete. Dies tat er dann während der Revolution auch als Hirtenjunge, wobei er die Statue mit Zweigen verdeckte, um Nachstellungen zu entgehen. Er erlebte eine sehr kirchenfeindliche Verfolgungszeit, die erst mit der Verbannung von Kaiser Napoleon 1815 endete.



Ich sage das deshalb so deutlich, weil auch wir heute in unserem Glauben an die Offenbarung Gottes in Jesus Christus in vielfacher Weise hinterfragt werden und dabei nicht selten unfreundlichen, wenn nicht aggressiven Argumenten begegnen.

Von dieser umfassenden Erfahrung Mariens mit Gott dem Schöpfer des Himmels und der Erde, des gewaltigen Universums, der zugleich der liebende Gott und Vater aller Menschen ist, war der älter werdende Jugendliche Johannes Maria so ergriffen, dass er, zunächst gegen die Entscheidung der Eltern, den innigsten Wunsch hatte, in die Nachfolge Jesu Christi einzutreten, sich ihm vorbehaltlos zu verschreiben und Priester zu werden.

Für den heranwachsenden Burschen Johannes Maria ist Maria die Jungfrau, die sich von dem unsichtbaren Schöpfergott nicht nur persönlich ansprechen ließ, sondern die nach ihren berechtigten und zweifelnden Fragen Ja sagen konnte mit den Worten: „Ich bin Dienerin, ich bin Magd des Herrn!“, wie es uns Lukas im ersten Kapitel seines Evangeliums berichtet.

Es ging ihm – wie es auch uns darum gehen muss – um das geistliche Leben als Kraftquelle für unser ganzes Sein und Tun.¹ In Abwandlung eines berühmten Wortes von Karl Rahner möchte ich sagen: Der Priester der Zukunft wird ein Mystiker, ein Geistlicher sein oder er wird nicht mehr sein!

In dieser starken geistlichen Haltung hat er viele Hürden, auch Ablehnungen und Zweifel gegenüber seiner Person überwinden können, bis er mit 29 Jahren durch die Fürsprache seines geistlichen Begleiters, des Pfarrers Abbé Charles Balley von Écully und durch die mutige Zustimmung des Bischofs zum Priester geweiht wurde.

Hat dieses Schauen auf Maria von Kindheit an und die menschliche und geistliche Erfahrung eines Priesters und Mitbruders nicht für uns auch heute noch eine große Bedeutung?

¹ Vgl. das Schreiben des Präfekten der Kleruskongregation, Cláudio Kardinal Hummes, zum Priesterjahr: Der Heilige Vater hat bei der Ausrufung des Priesterjahres gesagt, „dass es Ziel dieses besonderen Jahres ist, das ‚Streben der Priester nach geistlicher Vollkommenheit (...) zu unterstützen‘. Deshalb muss dieses Jahr auf ganz besondere Weise ein Jahr des Gebets sein, des Gebets der Priester selbst, des Gebets mit den Priestern und für die Priester, ein Jahr der Erneuerung im Hinblick auf die Spiritualität des Priestertums und im Hinblick auf jeden einzelnen Priester selbst.“ (zitiert nach Tagespost vom 28.05.2009, S. 5)



■ *Hinausgeschickt in eine fast nicht zu bewältigende seelsorgliche Situation in Ars*

Der zuständige Bischof war ehrlich genug, dem jungen Priester Johannes Maria Vianney mitzuteilen, er werde eine Pfarrei übernehmen müssen, in der er kaum Aussicht auf Erfolg haben könne. Ars: nur ein kleines Dorf, aber den Menschen dort war – wie wir es auch heute nicht selten erleben – Religion mehr oder weniger gleichgültig und die Kirche war ihnen eine unnütze, vorgestrige Institution. Was tut der junge Pfarrer? Er geht auf die Knie, aber er geht auch zu den Menschen. Er lässt sich auf Gespräche, auf Zweifel, auf Anfragen der Menschen ohne Angst ein, besucht sie in ihren Häusern, bei ihren Mahlzeiten und spricht mit ihnen über den tieferen Sinn ihres Lebens. Mit Einfühlungsvermögen und Kraft will er die Gläubigen seiner Pfarrgemeinde zu einer wirklichen Bekehrung, zu einem Umdenken auf die Liebe Gottes hin führen. Er kümmert sich um Kinder und Jugendliche, um deren Eltern, um alte, arme und kranke Menschen, er übersieht niemanden!

In diesem Schauen auf Johannes Maria Vianney, meine lieben Mitbrüder, danke ich Ihnen von Herzen für all Ihren unermüdlichen Einsatz und Ihr segensreiches Wirken! Ich freue mich, dass viele Priester in gläubiger Zuversicht und verlässlicher Treue ihren Dienst tun und dadurch Gottes Liebe und Treue den Menschen bezeugen. Ich mache mir aber gleichzeitig auch Sorgen, wenn ich erlebe, dass immer mehr Mitbrüder in größer werdenden Seelsorgeeinheiten und schwierigen pastoralen Situationen an ihre Grenzen kommen, sich überfordert fühlen, kraftlos und krank werden, manchmal sogar die Freude an ihrem Beruf verlieren. Auch unser Papst Benedikt XVI. weiß um diese Not! In seiner Ansprache an Priester und Ständige Diakone im Freisinger Dom fragte er: „Ist das nicht ein Beruf, der uns ausbrennt, in dem wir am Ende eben keine Freude mehr haben können, weil wir sehen, dass es rundherum nicht reicht, was wir auch tun mögen, dass es uns überfordert?“ Und er antwortete: „Wir können den anderen nur dienen, wir können nur geben, wenn wir auch selbst empfangen, wenn wir selber nicht leer werden. Und darum gibt uns die Kirche gleichsam die Freiräume vor, die einerseits Räume dieses neuen inneren ‚Aus- und Einatmens‘ und andererseits zugleich Mittelpunkt und Quellgründe des Dienens sind.“²

² Ansprache von Papst Benedikt XVI. am 14. September 2006 im Freisinger Dom bei der Begegnung mit Priestern und Ständigen Diakonen aus Bayern, zitiert nach: Papst Benedikt XVI. in seiner Heimat. Bilder, Begegnungen, Ansprachen. Augsburg: Sankt Ulrich Verlag 2006, S. 134 f.



Angesichts der größer werdenden Belastungen können wir nur dann mit menschlicher Überzeugung und mit missionarischer Ausstrahlung Priester bleiben, wenn wir wie Johannes Maria Vianney eine lebendige Liebesbeziehung zu unserem Herrn und Heiland leben. Sie und auch ich müssen uns dafür die nötigen Freiräume schaffen, damit uns die täglichen Verpflichtungen nicht die innere Freiheit und Freude rauben. Deshalb möchte ich Ihnen einige Anregungen, nicht zuletzt aus eigener Erfahrung, geben.

■ *Eucharistie und Gebet als Quellen der Kraft*

Wir wollen in einer lebendigen Gottesbeziehung leben, um als Priester überzeugend wirken zu können. In der Praxis wird das allerdings oft schwierig! Manchmal reduziert sich das geistliche Leben auf die Gottesdienste, die wir mit anderen feiern. Das Stundengebet, das wir bei unserer Diakonenweihe versprochen haben, scheint manchmal eher eine Last als eine Kraftquelle zu sein. Sie können es mir glauben, je älter ich werde – auch bei all meinen vielen Verpflichtungen – ist mir das Stundengebet immer wertvoller geworden, da in den Psalmen unser ganzes Leben widergespiegelt wird: die Beziehung zu Gott und zu mir selbst, die geheimnisvollen Leidensvorausagen über einen kommenden Gottesknecht, aber auch der Dank für das eigene Leben und für die Schönheit der Schöpfung. Bei meinen Fahrten in die einzelnen Pfarreien finde ich beim Lesen und Meditieren dieser Psalmen Ruhe und Sammlung.

Diese Erfahrungen bedenkend, sagte Papst Benedikt XVI. am 6. 8. 2008 im Brixener Dom: „Ich muss sehen lernen, was wirklich ganz wesentlich ist, wo ich als Priester unersetzlich gefordert bin und es niemand anderem übertragen kann. Und zugleich muss ich eben in Demut annehmen, dass ich vieles, was ich eigentlich tun sollte, wo man eigentlich mich erwarten würde, nun eben doch nicht tun kann, weil ich meine Grenzen anerkenne. ... Mein Eindruck ist, dass die Menschen das auch sehen und dass sie gerade das anerkennen, wenn ein Priester bei Gott ist, wenn er die Funktion wahrnimmt, der Beter für die anderen zu sein.“³

³ Zitiert nach Newsletter von Radio Vatican vom 08.08.2008. Vgl. die Ansprache von Papst Benedikt XVI. bei der Vesper mit den Bischöfen der USA (Tagespost vom 19.04.2008, S. 14): „Zeit, die im Gebet verbracht wird, ist niemals vertan, wie dringend die Pflichten auch sein mögen, die uns von überall bedrängen.“ Vgl. au2en absoluten Vorrang einräumen, indem sie vermeiden, es wegen diverser Aktivitäten zu vernachlässigen. Gerade um den pastoralen Dienst fruchtbar gestalten zu können, braucht der Priester den besonderen und tiefen Einklang mit Christus, dem guten Hirten, der allein der eigentliche Protagonist jeder pastoralen Tätigkeit bleibt.“



Mein schlichter Rat ist der: Suchen wir uns doch für jeden Tag eine Zeit und einen Ort, an dem wir ungestört beim Herrn sein können und dadurch erfahren, dass es in allem letztlich nicht auf uns ankommt, sondern auf ihn, der immer bei uns ist.

Mit einer solchen Haltung können wir auch immer wieder wie Johannes Maria Vianney die Eucharistie feiern als das größte Geschenk der Liebe und des Lebens Gottes zwischen Himmel und Erde.

Wie die Apostel und in deren Nachfolge haben wir das Vermächtnis dieser Gegenwart und Liebe Gottes mit den Worten Jesu aus dem Abendmahlsaal zu erfüllen: „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ Sie haben es erst verstanden in der Begegnung mit ihrem Herrn, der die tödlichen Wundmale an sich trägt und der doch der Lebendige ist: Jetzt und wirklich – Jesus, der Christus, der von Gottes Geist Erfüllte, Gesalbte und Gestärkte, der Sieger über das Böse und über den Tod!

Von Anfang an hat die Christenheit am Auferstehungstag Jesu, am ersten Tag der Woche – so entstand unser Sonntag – diesen Auftrag aus dem Abendmahlsaal erfüllt.

Selbstverständlich ist auch jede Wortgottesfeier an ein oder zwei Tagen der Woche wertvoll, besonders in den Fest- und Vorbereitungszeiten der Kirche wie in der Advents- und Fastenzeit. Eine Wortgottesfeier kann jedoch niemals gleichwertig die Eucharistie am Sonntag ersetzen und deshalb müssen wir, besonders am Auferstehungstag unseres Herrn und Heilandes, den Auftrag aus dem Abendmahlsaal erfüllen!

Zwischen dem Tun der Apostel und dem des Pfarrers von Ars jeden Morgen in seiner Pfarrkirche und unserem Tun, wenn wir am Altar stehen, besteht kein Unterschied! Es ist bewegend zu wissen, mit welcher Hingabe und größter Ergriffenheit der heilige Pfarrer jeden Tag den Auftrag Jesu aus dem Abendmahlsaal erfüllte und dadurch mit seinen Gläubigen die Vergegenwärtigung des Todes und der Auferstehung Christi feierte.

Nach unserem festen Glauben ist die Feier der Heiligen Messe das größte und zugleich innigste und ergreifendste Geschehen zwischen Himmel und Erde, durch das wir hineingenommen sind in die unbegrenzte Liebe und das bleibende Leben Gottes – Himmel beginnt schon jetzt!

Wie den heiligen Pfarrer die beständige Gegenwart Christi im Tabernakel, im Sakrament des Altares, die gleichsam aus der Heiligen Messe herausfließt, tief bewegte, so müssen auch wir die uns anvertrauten Kinder,



Jugendlichen und Erwachsenen dazu bewegen, sich auf den gegenwärtigen Christus einzulassen: ihn anzuschauen und sich von ihm anschauen zu lassen!

Ich bitte Sie daher, meine lieben Mitbrüder, die Gläubigen immer wieder zum Gebet für uns Priester einzuladen. Nicht nur wir beten für unsere Gläubigen, sondern es ist in der gleichen Weise wichtig, dass in den Familien auch für uns gebetet wird und dass unsere Gläubigen der Einladung folgen, besonders am Priester-Donnerstag und am Herz-Jesu-Freitag vor dem ausgesetzten Allerheiligsten zu beten, sich dem liebenden Herzen Jesu zu überlassen.

Gerade diese Liebe ist es auch, die den heiligen Pfarrer von Ars ermutigte, die Menschen einzuladen, sich im Sakrament der Buße der beständigen Gegenwart Gottes mit seiner unbegrenzten Liebe für eine wahre Befreiung zu überlassen. Dieses befreiende Geschenk der Liebe hat uns Jesus so eindrucksvoll beschrieben im Gleichnis vom barmherzigen Vater und vom verlorenen Sohn. Ist das nicht das größte Geschenk der Befreiung für uns selbst und für alle unsere Gläubigen, wenn wir sie gegen alle Missdeutungen unserer Zeit zum Empfang dieser Befreiung und damit zu einem bewussteren und positiven Leben einladen?

Bei alledem darf nicht verschwiegen werden, dass aus persönlicher Sorge über die verantwortungsvolle Aufgabe als Pfarrer sich bei Johannes Maria Vianney eine Angst eingeschlichen hat, die ihn in die Versuchung brachte, dreimal aus Ars zu fliehen. Diese Angst war Ausdruck seiner Sorge, bei seinem Tod vor Gott Rechenschaft über seinen priesterlichen Dienst ablegen zu müssen. Er kehrte aber doch zurück und hat sich mit liebendem Herzen seinen Aufgaben für Gott und die Menschen mit größter Gewissenhaftigkeit bis zu seinem Abberufenwerden gewidmet. In dem Zusammenhang konnte er bekennen: „Nicht der Sünder ist es, der zu Gott zurückkehrt, um ihn um Vergebung zu bitten, sondern Gott selbst läuft dem Sünder nach und lässt ihn zu sich zurückkehren... Dieser gute Heiland ist so von Liebe erfüllt, dass er uns überall sucht!“

Hiervon tief überzeugt, wende ich mich mit einer großen Bitte an Sie, meine lieben Mitbrüder: wir brauchen alljährlich Zeiten der intensiven Begegnung mit dem Herrn in Exerzitien, die von der Kirche sogar verbindlich für jeden Priester vorgesehen sind. Bitte sehen Sie dies nicht als lästige Pflicht an, sondern als großzügige Unterstützung Ihrer persönlichen Liebesbeziehung zum Herrn.



Nicht zuletzt will ich in diesem Zusammenhang erwähnen, dass wir für ein gelingendes geistliches Leben auch eine persönliche geistliche Begleitung brauchen.

Von ganzem Herzen sage ich Ihnen als Ihr Bischof ein ganz aufrichtiges Vergelt's Gott für all Ihr Mühen und Sorgen, für Ihr Gebet, für Ihr Dasein im menschlichen und priesterlichen Dienst und wünsche uns allen, dass wir das „Jahr des Priesters“ bewusst und zugleich nachdenklich erleben in dem Wissen: „Jesus Christus ist immer da – ich will bei ihm sein!“

Mit brüderlichen Grüßen

Ihr

Dr. Walter Mixa
Bischof von Augsburg



Erzbischof em. Dr. Karl Braun (Bamberg)

Auf den letzten Platz gestellt - und doch nicht vernichtet (2 Kor 4,6 – 12)

Wir stehen wohl vor einer der radikalsten Herausforderungen der Geschichte der Kirche in der westlichen Welt. „Der Wind der Entchristlichung, der religiösen Gleichgültigkeit, der Säkularisierung und der Relativierung der Werte wird immer schärfer“ (Benedikt XVI.), neue Formen der Kirchenfeindlichkeit zeigen sich; die Christianophobie und Verfolgung der Christen in vielen Ländern wächst; große Veränderungen deuten sich an, die das Erscheinungsbild der Kirche, ihre Außen- und Binnenbeziehungen, aber auch ihre Aktionsformen beeinflussen werden. Wir müssen uns auf eine Situation einrichten, die einer Wüstenwanderung gleicht.

Daß wir da gerade als Priester herausgefordert sind, ist nicht überraschend. Sind wir doch in besonderer Weise hineinverwoben in die Struktur des Baues Gottes, dieser unserer Kirche. Neuere Umfragen über die Stellung des Priesters in der heutigen Gesellschaft haben herausgefunden, dass sein Ansehen und seine gesellschaftliche Bedeutung gesunken sind. Unsere eigenen Erfahrungen bestätigen, dass das Priesterbild weithin verblasst ist. Der Dienst ist für uns schwieriger geworden als noch vor wenigen Jahrzehnten. Deutlich verspüren wir die Wahrheit, dass wir unseren „Schatz“ der Berufung *„in zerbrechlichen Gefäßen“* tragen (vgl. 2 Kor 4,7). Die Spannung zwischen dem „göttlichen Glanz“ des Schatzes und dem brüchigen Gefäß geht uns an den Nerv.

Von allen Seiten werden wir bedrängt. Anforderungen von „oben“, Erwartungen von „unten“; Druck von rechts, Druck von links. Hin- und hergerissen von Pfarrei zu Pfarrei. Oft „wissen wir weder aus noch ein“. Wie soll's weitergehen mit der Kirche? Wie wird das Leben in den Gemeinden fort dauern angesichts des Priestermangels? Wo sind Perspektiven für die Zukunft? „Wir werden gehetzt“, von Sitzung zu Sitzung, von Termin zu Termin. Pausenlos sind wir unterwegs, um andere zur Besinnung zu bringen. „Wir werden niedergestreckt“, durch die Verständnislosigkeit und die Unbarmherzigkeit anderer, aber auch durch eigene Überforderung. Wir sind down, am Boden.

„Gott hat uns Apostel auf den letzten Platz gestellt, wie Todgeweihte; wir sind zum Schauspiel geworden für die Welt, für Engel und Menschen. Wir stehen als Tore da um Christi willen ...“ (1 Kor 4,9 f).



Wir kennen diesen Text, und wir haben ihn uns vielleicht im „Frühling“ unseres Priesterlebens angeheftet wie ein Ehrenzeichen, stolz darauf dazugehören. Wenn wir älter werden und diese Wirklichkeit der „Torheit“ erleben, sieht es oft anders aus. Kann man ein solches Leben im Ernst durchhalten? Und gerät nicht der letzte Halt ins Wanken, wenn es doch Gott ist, der uns dahin gestellt hat – auf den letzten Platz? So versteht es jedenfalls Paulus, und er klagt nicht „die Welt und die Menschen“ an: sie sind Zuschauer, zusammen mit den Engeln.

Vermögen wir das aber noch zu tragen, dass Gott selbst uns so „verdemütigt“? Wir mit unserem – wie wir meinen – gereinigten Bild eines Gottes, der uns vor allem in die „Freiheit“ führt, aber nicht „auf den letzten Platz?“ Der „letzte Platz“ ist augenscheinlich die gesellschaftliche Bedeutungslosigkeit, oder – noch deutlicher – die Unansehnlichkeit in unserem engeren Wirkungs- und Lebenskreis. Wenn wir das Wort „Toren“ lesen, klingt es harmlos in der stilisierten und gehobenen Sprache der Überlieferung. Wir sollten es für uns übersetzen mit „Dummköpfe“. Wir stehen da als Dummköpfe um Christi willen.

Dummköpfe um Christi willen? Aber das ist nicht alles. Wechseln wir die „Folie“. „Von allen Seiten werden wir in die Enge getrieben und finden doch noch Raum; wir wissen weder aus noch ein und verzweifeln dennoch nicht; wir werden gehetzt und sind doch nicht verlassen; *„wir werden niedergestreckt und doch nicht vernichtet“* (2 Kor 4,8f). Viermal dieses „und doch nicht.“ Was steckt dahinter? Die Spur für eine Antwort gibt der Apostel selbst, wenn er sagt: *„Immer tragen wir das Todenleiden Jesu an unserem Leib, damit auch das Leben Jesu an unserem Leib sichtbar wird“* (2 Kor 4,10). Das hat nichts mit Leidverliebtheit zu tun, aber eben erst recht nichts mit Leidverdrängung. Die Nachfolge Jesu garantiert uns kein schmerzfreies Leben. Es gibt, wenn wir dem Wort des Apostels trauen, keine fruchtbare Seelsorge, keine Erneuerung der Kirche, kein Heil für die Welt am Kreuz vorbei.

„Um Jesu willen werden wir dem Tod ausgeliefert, damit auch das Leben Jesu an unserem sterblichen Fleisch offenbar wird“ (2 Kor 4,11). Das Ziel des apostolischen Dienstes ist klar: Das Leben Jesu soll offenbar werden an unserem Fleisch. Es geht ums Leben. Die Dynamik der Worte des heiligen Paulus drängt vom Tod zum Leben, aber eben nicht am Leiden und Tod vorbei, sondern durch sie hindurch.



Christus hat sein Priestertum vor allem am Kreuz vollzogen. Die Jahre und Jahrzehnte priesterlichen Dienstes lassen uns inne werden: In den Schwierigkeiten, Problemen und Leiden meines Wirkens, für die ich oft keine Lösung weiß, begegnet mir der gekreuzigte Herr. Meine Aufgabe ist es, ihn darin zu umarmen, seine Wunden zu küssen, die eigene Ohnmacht anzunehmen und in der Gemeinschaft mit dem Durchbohrten zu einer Kraft für das Reich Gottes werden zu lassen. Meine Aufgabe ist es, inmitten aller Bedrängnisse nicht fliehen zu wollen in diese oder jene Scheinwelt, sondern wie Maria und Johannes unter dem Kreuz zu stehen und zum Gekreuzigten aufzuschauen, seiner Passion in mir Raum zu geben. Dann kommt eine andere Dimension ins Spiel und ich darf erleben, dass ich gerade dort, wo ich aus Liebe zu Ihm alles losließ – oft wunden Herzens und in innerer Nacht –, alles getan habe, weil ich Jesus die Möglichkeit gab, alles zu tun.

„Wenn ihr alles getan habt, was euch aufgetragen wurde“, sagt uns der Herr (Lk 17,10) und lässt uns gerade in unserem Tun erfahren: Der Knecht Christi nimmt am Gehorsam Christi teil und an seinem Knechtsdienst, bis zum Kreuz. Das priesterliche Dienstamt in der Kirche ist ein Privileg, ein Vorzug, ein Vorrecht: Es ist das Privileg, in der Nachfolge des Gottesknechtes die Hände auszubreiten und sich von einem anderen gürtet und führen zu lassen, wohin man nicht will (vgl. Joh 21,18). Es ist das Privileg einer besonderen Teilhabe am Gekreuzigtsein des Herrn, das Privileg einer Einweihung in das Mysterium der Passion. Von dieser Weihe spricht der Herr vor seinem Tod: *„Und für sie weihe ich mich, damit auch sie in der Wahrheit geweiht sind“* (Joh 17,19). Diese Weihe übersteigt aber bei weitem das Vermögen des Knechtes Christi. Deshalb *„sollt ihr sagen: wir sind unnütze Knechte“* (Lk 17,10). Wenn wir den Herrn, nachdem er alles vollbracht hatte, was ihm aufgetragen war, am Kreuz den Psalm 22 beten hören: *„Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen“* (vgl. Mt 27,46) – und dabei vielleicht auch den Vers 15: *„Ich bin hingeschüttet wie Wasser“* – (Ps 22,2.15), dann wissen wir, dass der Herr das Wort vom „unnützen Knecht“ zuallererst von sich selbst gesagt hat.

Denn Jesus wurde am Ölberg und am Kreuz nur noch „verwendet“ und „ausgeschüttet“: Seine Menschen-Natur erwies sich als schwach, als unnützlich und als wirklich zerbrochen. Das war die letzte Versuchung des Erlösers: dass er am Kreuz zwischen Himmel und Erde hing als „unnützer Knecht“, der alles getan hatte, was ihm aufgetragen worden war; als ein durch die eigenen Liebe gekreuzigter Narr, unendlich enttäuscht, weil er geglaubt hatte, er werde alles an sich ziehen, wenn er erhöht würde (Joh 12,32).



Das war die große Versuchung des Herrn, dass die Erlösung umsonst schien: Weil seine Liebe nicht ernst genommen, nicht verstanden, relativiert oder gar abgelehnt wurde.

Was der Herr seinen Dienern vom „unnützen Knechtsein“ sagt, obwohl man alles getan hatte, was man konnte, sagt er aus seiner Erfahrung. Und es gehört wohl zu unserem Dienst am Erlösungswerk Christi, dass wir mehr oder weniger an diesem „unnützen Knechtsein“ Christi teilnehmen. Es gehört von da an zur Grundbefindlichkeit der Knechte des Herrn, „unnütze Knechte“ zu sein – wie Franz von Assisi am Ende seines Lebens sagt: „Brüder, lasst uns anfangen, denn bis jetzt haben wir nicht viel, nein wenig, nein gar nichts getan.“ Freilich wir haben in der Zeit unseres priesterlichen Wirkens zumeist viel getan. Der Herr weiß darum. Er kennt in allem Auf und Ab unseres Lebens vor allem unser aufrichtiges Bekenntnis: „*Herr, du weißt alles, du weißt auch, dass ich dich liebe*“ (Joh 21,15 ff).

Der Lohn unserer Arbeit mag klein sein, viel Einsatz schlecht verdankt, gut Gemeintes verdreht. Aber quer zu solchen Eindrücken ist uns gesagt: Was immer wir anpacken, in Vertrauen auf Gott und in Liebe zu ihm und den Menschen, steht unter der Verheißung, dass es bleiben wird. Es war nicht umsonst, in alle Ewigkeit nicht umsonst. Mögen wir vom Eindruck geplagt sein, unserer Reden und Wirken sei für die Katz, unser Predigen sei in den Wind gesprochen, so sind wir doch zur Hoffnung berechtigt, dass dieser Wind es irgendwo hinträgt, wo es, ohne unser Wissen niedergeht, Wurzel schlägt und auf die oder jene Weise fruchtbar wird.

Dank dieses glaubenstarken Vertrauens spricht der Apostel auch uns in Herz: Laßt euren Eifer nicht erlahmen in dem Dienst, der euch durch Gottes Erbarmen übertragen wurde. *Verliert den Mut nicht* (vgl. Kor 4,1). Wir verlieren dann den Mut nicht, wenn wir weniger denn je auf unser Tun vertrauen, sondern alles auf die Kraft Christi setzen. Und so schenken wir dem Herrn von neuem das Ja unserer Bereitschaft, bei ihm zu bleiben und mit ihm weiter zu wirken, noch solange, wie es ihm gefällt. In dieser Gesinnung sprechen wir frohen Herzens mit dem Lobpreis des Zweiten Hochgebetes: „*Wir danken dir (Herr), dass du uns berufen hast, vor dir zu stehen und dir zu dienen*“.



Dr. Bischof Gregor Maria Hanke OSB

Predigt bei der Chrisam-Messe am 17. März 2008 im Dom zu Eichstätt

Liebe Mitbrüder im priesterlichen und diakonalen Dienst,
liebe Schwestern und Brüder!

Am geistlichen Tag der Priester und Diakone des Bistums zu Beginn der Karwoche weihe ich als Bischof Chrisam, Kranken- und Katechumenenöl, die zur Spendung bestimmter Sakramente und zu Konsekrationen erforderlich sind. Für die sog. Chrisam-Messe sieht die Liturgie der Kirche einen symbolträchtigen Rahmen vor: die zeitliche Nähe zum Gedächtnis an die Einsetzung der Eucharistie und des Priestertums durch unseren Herrn sowie die eucharistische Versammlung des Gottesvolkes mit den Diakonen, Priestern und dem Bischof. Darin repräsentiert sich Kirche in ihrer Fülle. Die Fülle wird ja auch auf die Öle durch die Weihegebete des Bischofs herabgerufen. Es ist die Kraft des Kreuzes, an dem der Herr seinen Geist hingab (Joh 19,30), die jetzt Irdisches mit Himmlischem verbindet.

Schon das aus Früchten der Erde gewonnene Öl weist positive Wirkungen auf: Öl heilt, es glättet und macht geschmeidig, es nährt und stärkt. Die geistlichen Wirkungen der geweihten Öle sind ebenfalls von solcher Art. Dort, wo im Leben des Gläubigen Schwäche oder Krankheit spürbar werden, wo sich Reibungspunkte auftun, wenn etwa der „alte Mensch“ – wie es im Kolosserbrief heißt (vgl. Kol 3,10) – in Taufe und Firmung von der neuen Wirklichkeit Gottes überformt wird oder wenn sich das Schwergewicht des göttlichen Rufes in der Priester- und Bischofsweihe auf einen Menschen legt, setzt die Kirche die Salbung zur Stärkung und Heiligung ein. Damit der Weg des Menschen zu Gott und in Gottes Dienst nicht aufreibend wird, bedarf es der Kraft und Tröstung des Hl. Geistes, die stärkt, glättet, heilt und heiligt.

■ *Gottes Tröstergeist in unserem Dienst*

Uns Priestern wurden bei der Priesterweihe die Hände gesalbt, damit wir – im besten Sinn des Wortes – gute „Handlanger“ Christi unseres Meisters werden. Im Dienst für den Herrn sollen wir geschmeidig und beweglich bleiben. Die Reibungsverluste der alltäglichen Arbeit dürfen uns in unserer priesterlichen Existenz nicht allzu sehr schwächen! Paulus sieht den Vorsteherdienst als etwas durchaus Aufreibendes. Im 1. Thessalonicherbrief (5, 12) bittet er die Gemeinde um Anerkennung für diejenigen, die sich als Vorsteher Mühe geben. Das von ihm verwendete griechische Verb „kopian“



hat die Konnotation von „sich schinden“. Liebe Mitbrüder im priesterlichen und diakonalen Amt, wo immer aber die Tröstung des Hl. Geistes wirksam wird, wandelt sich unsere Mühe in geistliche Freude, da wächst der innere Mensch!

Angesichts der öffentlichen Diskussionen zum Thema Zölibat möchte ich heute, liebe Mitbrüder im Priesteramt, in Erinnerung rufen: Die Tröstung und Stärkung des Hl. Geistes erstreckt sich auch auf unsere priesterlich-zölibatäre Lebensform! In der Kraft des Hl. Geistes reduziert sich Zölibat nicht auf eine Junggesellenexistenz, wir erfahren ihn erst recht nicht als Mangelexistenz. Freude und Dankbarkeit gegenüber Gott wachsen in dem, der begreift, dass Gott stets mehr schenken will, als er einem Menschen nimmt. Als Zölibatäre geben wir etwas weg, um der größeren Fülle Gottes Raum zu schaffen.

Die Schwierigkeiten, in die zölibatäre Existenzform hineinzuwachsen und sie überzeugend und froh zu leben, sind heute zugegebenermaßen größer als früher. Wir Zölibatäre werden von einem sexualisierten Zeitgeist hinterfragt. Daher ist bei den Bewerbern für das Priesteramt schon auf die natürlichen Voraussetzungen für diese Lebensform zu achten. Gewiss hat mancher von uns Priestern mit Einsamkeit und daraus folgend mit Sehnsüchten und Versuchungen zu kämpfen. Zudem gilt es Frustrationen zu verarbeiten, wird doch die zölibatäre Lebensform in der Öffentlichkeit oft nicht verstanden. Die Anstrengung, die wir für dieses Lebenszeugnis aufbringen, bewirkt selbst in unseren Pfarrgemeinden wenig greifbare Frucht. Über solche Probleme in einem geistlichen Rahmen miteinander zu reden, sollten wir wagen.

■ *Zölibatäres Leben – als Gesandter Christi ihm ganz ähnlich werden*

In Zeiten einer breit etablierten Volkskirche und ganz anderer soziologischer Rahmenbedingungen war die zölibatäre Lebensform weniger hinterfragt. Nun sagen einige, angesichts veränderter Zeitverhältnisse sei diese Lebensweise heute nicht mehr ohne weiteres zumutbar. Die Versuchung, den Zölibat aufgrund des fehlenden Verständnisses der Gesellschaft als überholt zu erklären, wurde in der jüngsten Diskussion auch da und dort innerkirchlich spürbar. Doch ist hier die Frage entgegenzusetzen, ob nicht gerade die schwierigeren Rahmenbedingungen von heute die ursprüngliche Provokation wieder viel deutlicher machen, die dem Ruf des Evangeliums in die Nachfolge Jesu anhaftet. Jesus rief und ruft in seinen Dienst, damit derjenige, den er sendet, ihm ähnlich wird und seine Existenzweise



annimmt. Das schließt doch aus, sich dem Mainstream der Gesellschaft anzupassen. Nachfolge als Gesandter des Herrn impliziert eine Lebensweise nach Jesu Vorbild. Nachfolge will eine Kontrastgesellschaft, deren Mitte die Torheit des Kreuzes ist. Denn Jüngerschaft beruht nicht auf Weisheit der Welt, auf Politik und Funktionärswesen, sondern auf Mystik, das heißt auf Einswerdung mit dem Herrn. Als ein dem Herrn geweihter „Dienstmann“ will ich mich seiner Existenzweise angleichen. Den vom Herrn vorgelebten Weg des Verzichts auf Ehe und Geschlechtlichkeit kann man nur im Glauben ergreifen. Und allein vom Glauben erfüllte Menschen werden diesen Weg verstehen.

Ist es daher nicht riskant, die Berechtigung des priesterlichen Zölibats an die öffentliche Meinung und deren Fassungskraft koppeln zu wollen? Medien haben das jüngst immer wieder versucht durch Befragungen und durch Verbreitung der Kritik am Zölibat. Mitunter wirkte die Berichterstattung so, als ob man einer in Not geratenen Berufsgruppe zu Hilfe eilen und sich für deren Rechte engagieren müsse.

■ *Der geschichtliche Weg des Zölibats als Weg zu Christus dem Ursprung*

Wir wissen selbst, dass uns in den Pastoralbriefen des Neuen Testaments der verheiratete Amtsträger begegnet und dass die zölibatäre Lebensform des Priesters auf einer kirchlichen Festlegung beruht, die allerdings das Ergebnis einer über lange Zeit verlaufenen theologischen Reflexion und Meditation der apostolischen Berufung ist.

Diese Reflexion über die zölibatäre Lebensweise als adäquate Existenzform des vom Herrn Gesandten nahm vom Ursprung her ihren Ausgang, von Jesu eigener eheloser Existenzweise. Greifbar wird diese Linie in Jesu Rufen in die Nachfolge. Mit so großer Radikalität bricht der Anruf des Herrn in das Leben Einzelner ein, dass selbst Familien- und Sozialstrukturen außer Kraft gesetzt werden, und das in einer Gesellschaft, in welcher der Sexualität, der Familie und Nachkommenschaft eine hohe religiöse Bedeutung und Zeichenhaftigkeit zukamen: „...*Wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig. ... Wer das Leben gewinnen will, wird es verlieren; wer aber das Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen.*“ (Mt 10, 37b u. 39) Und an anderer Stelle bei Lukas ist die Rede von denen, die „*um des Reiches Gottes willen Haus oder Frau, Brüder, Eltern oder Kinder verlassen haben*“ (Lk 18, 29) Diesen Anspruch des Gottesreiches meditiert und reflektiert in der jungen Kirche Paulus weiter. Im 1. Korin-



therbrief (7, 7) schreibt er mit Blick auf seine ehelose Lebensform: „*Ich wünschte, alle wären wie ich.*“ Paulus verweist hier nicht auf zwei Lebensformen als gleichberechtigte Alternativen, sondern er gibt der Lebensform der Ehelosigkeit den Vorzug ganz im Sinne des Gewichts der Rufe in die Nachfolge im Evangelium. Selbst die Ostkirche, die neben dem zölibatär lebenden Priester den verheirateten Priester kennt, hält im Bischofsamt an der ehelosen Lebensform fest. Nun ist aber der Bischof der erste Seelsorger seines Sprengels und damit Typus des Hirten. Somit ist seine zölibatäre Lebensform in spiritueller Sicht nicht die Ausnahmeerscheinung, sondern das Maß.

Im Blick auf diese Bewegung vom Ursprung her können wir den Zölibat des Priesters nicht einfach zum Resultat eines mittelalterlichen Pragmatismus herunterstufen, bei dem man die Lebensweise der Mönche auf die Priester übertrug. Die Worte des Anfangs richten sich nicht an Mönche, sondern an die Gesandten Jesu. Ebenso verfehlt wäre ein positivistischer Rückzug auf das Kirchenrecht – als ob diese Lebensform ihre Gültigkeit so lange hätte, wie sie kirchenrechtlich festgeschrieben bleibt. Die Haltung des bloßen Rechtsgehorsams, ohne sich an der Existenzform Jesu entzünden zu lassen, wäre keine ausreichende Basis für die zölibatäre Lebensweise. In Sendung und Person Jesu ist diese Lebensform gegründet. Die Glut, die im zölibatären Leben spürbar sein soll, muss von der Gestalt Christi ausgehen.

Die Geschichte des Zölibats kreiste – bei aller Entwicklung – doch immer um den Ursprung. Dabei kann sich der Blick nicht allein auf die historische Person Jesu richten, sondern ebenso auf den wiederkommenden Herrn. Gerade diese Perspektive wird verhindern, zölibatäres Leben durch leibfeindliche Tendenzen zu verfremden. Das in der Weihe vor dem Bischof gelobte zölibatäre Leben ist vielmehr Ausdruck unserer Leidenschaft für das Gottesreich und sein Kommen, es ist das eschatologische Zeichen der neuen Fruchtbarkeit des kommenden Reiches, „*denn bei der Auferstehung heiraten sie nicht mehr und werden nicht mehr geheiratet, sondern sind wie die Engel im Himmel,*“ (Mt 22, 30) wie Jesus den Sadduzäern entgegnet. Liebe Mitbrüder, unsere Lebensform ist keine Verstümmelung, keine Minderung des Lebens, sondern Vorausgriff, wenn wir sie als Gleichwerdung mit Christus gestalten.

Vom hl. Bonaventura stammt der Satz: *Ablationem sequitur amor semper – Der Wegnahme folgt immer die Liebe.* Liebe Mitbrüder, ablatio – Wegnahme – und zugleich amor – Liebe – bilden den Schlüssel, damit das Urbild



Christus durch unseren Verzicht Gestalt annehmen kann. Geleitet von Liebe zum Bild, das er in sich trägt, muss der Bildhauer entfernen, wegnehmen, um aus dem Steinblock das Bild herauszuholen. In der Wegnahme, nicht im Hinzufügen vollzieht sich die Verwandlung des Steins in das Bild. Liebe Mitbrüder, gehen wir mit der Stärkung des Hl. Geistes ausgestattet in Liebe den Weg unserer Verwandlung. Christus will in uns Gestalt annehmen, in der Weggabe soll sein Bild erkennbar werden. Sein Bild in uns schenkt uns seine Freude. Gehen wir die Schritte als Weg in die Freude. Amen.



„Unser Glaube ist unser Sieg“